

nen grundsätzlich gleichwertig behandelt. Auf diese Weise können die Wechselbeziehungen herausgearbeitet werden. Die wissenschaftliche Basis bilden die Primärquellen, wobei auch die Veränderungen in späteren Auflagen der untersuchten Werke und vor allem auch unpublizierte Künstlernachlässe (Semper, Horta, van de Velde) berücksichtigt sind. Die Sekundärliteratur wird an diesem Maßstab kritisch überprüft. Die Verfasserin gliedert die Probleme stets nach prinzipiellen Kategorien und entfaltet sie jeweils in sich chronologisch. Die intellektuelle Systematik wird so durch eine historische Methodik abgesichert, welche die geistigen Abhängigkeiten und Kausalzusammenhänge minutiös herausarbeitet. Darin liegt die besondere Stärke des Buchs. Es ist in einer klaren nüchternen Sprache geschrieben und, frei von rhetorischem Ballast, durchwegs sehr substantiell formuliert. Die treffenden Charakterisierungen entsprechen dem hohen analytischen Niveau.

Ich halte Annika Waenerbergs Untersuchung für einen der wichtigsten neueren Beiträge zur Analyse der Epoche von Goethe bis hin zum Jugendstil. Auch die Wissenschaftsgeschichte der Botanik dürfte davon profitieren. Das Buch sollte in alle kunsthistorischen, germanistischen und naturwissenschaftlichen Bibliotheken Aufnahme finden. (Die Besprechung erschien ebenfalls in: *Konsthistorisk Tidskrift*)

JÖRG TRAEGER

*Institut für Kunstgeschichte
Universität Regensburg*

1945. Krieg – Zerstörung – Aufbau. Architektur und Stadtplanung 1940-1960 (*Schriftenreihe der Akademie der Künste, Band 23*). Berlin: Henschel-Verlag 1995; 395 S., zahlreiche Abbildungen; ISBN 3-89487-229-2. [Katalog der gleichnamigen Ausstellung in der Akademie der Künste, Berlin, Pariser Platz 4, vom 23. Juni bis zum 13. August 1995].

Jörn Düwel: Baukunst voran! Architektur und Städtebau in der SBZ/DDR. Berlin: Schelzky & Jeep 1995; 287 S., zahlreiche Abbildungen; ISBN 3-89541-103-5; DM 68,-.

Als das Gebäude des Deutschen Reichstages seine spätgründerzeitliche Architektur unter der Hülle Christos noch nicht ganz verborgen hatte, in der Woche nach dem 17. Juni, eröffnete die Akademie der Künste in den provisorisch dafür hergerichteten Räumen eines Teils ihres sonst kriegszerstörten Gebäudes am Pariser Platz eine Ausstellung, die der Architektur und dem Städtebau in Deutschland vor und nach 1945 gewidmet war. Es waren die Gestaltungsabsichten in den großen deutschen Städten aus den dreißiger Jahren mit Erschrecken zu bestaunen, vielfach Abrißkonzepte, die den Untergang der individuellen Stadtgestalt bewirkt hätten zugunsten eines normierten Stadtbildes mit normierten Siedlungs- und Hausformen unter dem Ausschluß von Urbanität (s.u.a. die Artikel von Johann Friedrich Geist und Klaus Kürvers sowie von Werner Durth: „Siedlungszelle“). Als dann der Bombenkrieg den

Abriß erübrigte, war man schon vor 1945 mit Wiederaufbauplänen entsprechenden Musters zur Hand, die dann nach 1945 in leicht modifizierten Formen erneut in Vorschlag gebracht und bisweilen tatsächlich in Teilen ausgeführt wurden (Hannover). Werner Durth, der sich in den Biographien der Vor- und Nachkriegsarchitekten auskennt¹ und die Kontinuitäten aufzeigt, bescheinigt aber doch die Bewahrung älterer Strukturen, selbst wenn, des Verkehrs wegen bedingt, „fließende Räume“ mit „rhythmischer Gliederung“ entstehen mit „schwingenden Fahrbahnen“, die durch gesteigerte Geschwindigkeiten neues Stadterleben und neue Erfahrungen mit der Stadtgestalt ermöglichen.

Die ostdeutschen Städte werden von Jörn Düwel dargestellt, der die Ergebnisse seiner Dissertation dabei verwenden konnte. Die Arbeit, die von Werner Durth und Thomas Topfstedt betreut worden war, lag rechtzeitig zum Ausstellungsbeginn unter dem Titel „Baukunst voran!“ gedruckt vor und wird sich bei dem tatsächlich, aber doch wohl erst seit dem Herbst 1989 überaus großen Interesse an der Architektur der DDR eines guten Absatzes erfreuen. Dieses Interesse überrascht, weil doch die baukünstlerische Qualität eine sehr fragwürdige ist (oder etwa nur war, solange und nur für diejenigen, die baukünstlerische Leistungen der offiziellen DDR-Architektur von der Stalinallee bis zum „Palast der Republik“ aus Gründen politischer und ideologischer Abwehrhaltungen grundsätzlich bestritten?). Jedenfalls fällt auf, daß ein kritisches Urteil zum baukünstlerischen Ergebnis in den Texten des Kataloges wie auch bei Jörn Düwel selten ausgedrückt wird.

Dagegen werden die Vorgänge, die zu diesen – qualitativ doch zum Teil haarsträubenden – Ergebnissen, sowohl hinsichtlich der Wohnviertel als auch hinsichtlich des Städtebaus, geführt haben, mit Akribie nach den Quellen in den nunmehr zugänglich gewordenen Archiven ausführlichst beschrieben. Das befriedigt ein Informationsbedürfnis im Interesse von Geschichtsaufarbeitung (um nicht zu sagen, -bewältigung). Für die architekturgeschichtliche Einordnung bringt es aber nicht viel. Die Älteren, die die Vorgänge miterlebt haben, vielleicht sogar aktiv daran beteiligt waren, werden sich schulterklopfend erinnern, sie werden kaum emotionsfrei reagieren. Die Jüngeren werden die Eröffnungen gierig aufnehmen, und es gehört offenbar der Generationsabstand – Jörn Düwel ist Jahrgang 1965 – dazu, um dieses Interesse an diesem Gegenstand aufzubringen.

Unter den Zeitzeugen, die Jörn Düwel befragt hat und bei denen er sich bedankt, sind auch einige „Schuldige“. Was werden sie ihm erzählt haben über die tatsächlichen Abläufe beim Bau der Sporthalle in der Stalinallee, die vorfristig fertiggestellt wurde und nach 12 Jahren wohl auch vorfristig wieder einstürzte, oder über die am Bau der Stalinallee Beteiligten? Möglicherweise entsteht so überhaupt geschriebene Geschichte, und wie es wirklich war, wird die Nachwelt nie erfahren.

Dafür sprechen die Sachzeugen eine eindeutiger Sprache. Was ist die Stalinallee? Noch in der Entstehungszeit – in einer Vorlesung an der Humboldt-Universität

¹ Werner Durth: *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900-1970*. Braunschweig-Wiesbaden 1986.

– hat sie Heinz Ladendorf als von der vorderorientalischen Triumph- und Prozessionsarchitektur Nebukadnezars abgeleitet empfunden, den Einzelnen durch die Überdimensionierung als Individuum auslöschend und zum Bestandteil einer gelenkten Masse degradierend. Ladendorf hätte nicht soweit zurückgehen brauchen, das Vorbild lag näher, die Ausstellung hat es gezeigt, so merkwürdig es klingen mag: Zwei Straßen – Magistralen nannte man sie in der DDR – beherrschten die Räume der Ausstellung, die Speersche Nord-Süd-Achse und die Stalinallee, von weitem in den Schaubildern zum verwechseln ähnlich. Bruno Flierl hatte schon früher den Mut gehabt, die zentrale Achse der Hauptstadt der DDR, die vom Brandenburger Tor über den Alexanderplatz zur Frankfurter Allee verlaufen sollte, in eine Kontinuität mit Speers Prachtstraße zu stellen (Bruno Flierl, Vom Münzturm zum Fernsehturm. Höhendominanten in der Stadtplanung von Berlin, in: Studien zur Berliner Kunstgeschichte, hg. von Karl-Heinz Klingenburg, Leipzig 1986, S. 11-51). Den Hypertrophien Speers machte der Kriegsausbruch ein Ende, nach dem Kriege sollte die Bebauung mit dem Denkmal des Sowjet-Soldaten (an der Straße des 17. Juni) und den Bauten Hans Scharouns am Kemperplatz („Kulturforum“) jede Wiederaufnahme der Idee verhindern. Die Stalinallee, nach der Verurteilung des Diktators 1961 in Karl-Marx-Allee umbenannt, ist nach 1990 als gesetzlich geschütztes Denkmal eingetragen worden.

Dies anzuerkennen, fällt schwer, vor allem denen, die die Zeit der Entstehung miterlebt und den Anachronismus dieses Historismus erkannt und verspottet haben: Die Stalinallee – konsequenterweise müßte sie wieder so heißen – kann unter Berücksichtigung der Zeitumstände (Nachkrieg, Besatzungsregime) als ein unicales Sachzeugnis von Geschichte und Architektur des 20. Jahrhunderts in Deutschland gelten, ob auch als eine geschlossene baukünstlerische Leistung, das sollte zumindest nicht so unkritisch, wie es den Anschein hat, hingenommen werden. Eine städtebauliche Leistung, wenngleich mit totalitär-hypertrophen Zügen (so wurde nach sowjetischem Muster ja in allen ehemaligen Ostblockstaaten während der fünfziger Jahre gebaut, in Rumänien noch bis ins Jahr 1989) ist die Stalinallee auf jeden Fall, zumal in der Retrospektive und mit dem Blick auf den gegenwärtigen Umgang mit und im Städtebau; die Autoren haben davon offensichtlich noch etwas verstanden.

Nimmt man die geschichtliche Bedeutung des Ortes hinzu – von hier ging der Aufstand des 17. Juni 1953 aus – erfüllt die Anlage durchaus die zur Aufnahme in eine amtliche Denkmalliste erforderlichen Kriterien. So wäre Zeitgeschichte dokumentiert, so könnten Erinnerungen wachgehalten werden. Die Ausstellung sah wohl vor allem darin die Aufgabe, und das macht auch den Wert der Publikationen aus. Mit den qualitativen Werten werden Betrachter und Leser, Überlebende und Nachkommen, nach eigenem Urteil umgehen müssen.

ERNST BADSTÜBNER
Institut für Kunstwissenschaften
Universität Greifswald